

Paul White

*Dschungel-
doktor auf
Großwildjagd*



Dschungeldoktor auf Großwildjagd

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten
Artikel-Nr.: 256117
ISBN / EAN: 978-3-86699-117-0

Der Dschungeldoktor wird zu einer Safari in die Serengeti – das große Naturschutzgebiet Tansanias – eingeladen. Ein amerikanischer Fotograf will dort spannende Aufnahmen machen. Von einem bekannten Großwildjäger wird die Gruppe zu den Plätzen geführt, wo die Elefantenmütter ihre Babys baden und die Nashörner sich ein Stelldichein geben. Zebra-Herden jagen an ihnen vorbei, und auf Schleichwegen finden sie die Insel der Vögel. Nebenbei muss der Dschungeldoktor auch noch operieren, Spritzen geben und helfen, einen Dieb zu entlarven ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

clv

Paul White

***Dschungeldoktor
auf Großwildjagd***

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2011 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor Hunts Big Game
Originalverlag: The Paternoster Press, London
Die deutsche Ausgabe erschien erstmals 1970
im R. Brockhaus Verlag Wuppertal

© der deutschen Ausgabe 2011
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen
Satz: CLV
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-117-0

Inhalt

Einladung zur Jagd	7
Aufbruch zur Safari	16
Die Pilgerreise	24
Das Nashorn	30
Beunruhigendes	38
Reiche Ausbeute	49
Die Ameisen	59
Die Elefanten	68
Ein Stein	78
Der Leopard	88
Der Entschluss	98
Die Operation	103
Am Pelikansee	110
Schlafkrankheit	118

Einladung zur Jagd

Auf meinem Schreibtisch lag ein Stapel Briefe. Beim flüchtigen Durchsehen der Absender fiel mir einer vor die Füße. Auf dem Umschlag war ein Nashorn in Angriffsstellung abgebildet. Ich riss ihn auf und las:

*»Lieber Doktor,
möchten Sie sich vier Wochen lang als Arzt und zugleich als Jäger betätigen? Ich bin überzeugt, dass Sie mal eine Erholungspause einlegen müssen – und mein Klient, ein begeisterter Kameramann aus Arizona (USA), hat so ein Vorgefühl, als wenn wir unterwegs einen Arzt brauchen könnten.*

Er sieht unwahrscheinlich gesund aus und ist erstaunlich gut ausgerüstet. Antworten Sie bald

Ihrem ...«

Es folgte die Unterschrift von Oberst Johnson, einem berühmten, im ganzen Land bekannten Großwildjäger. Dann kam eine Nachschrift:

»Dieser Mann zieht die ungewöhnlichsten Situationen geradezu magnetisch an.«

Ich faltete den Brief langsam zusammen und riss einen zweiten auf. Er enthielt die Bitte, nach Ablauf eines Monats ein mitten im Großwildrevier gelegenes Krankenhaus zu besuchen.

Das passte ja alles genau ineinander. Ich hatte einen herrlichen Urlaub vor mir – eine gut bezahlte

Safari, deren Ertrag dem Bestand an Instrumenten und Medikamenten unseres Krankenhauses zugutekommen würde.

Das schön gefleckte Leopardenfell lag sauber ausgebreitet in Simbas Hütte. Mboga saß darauf, betrachtete es bewundernd und zupfte nachdenklich sein Saiteninstrument, eine *ilimba*.

»Buana«, sagte er plötzlich und stand auf, »du verstehst doch etwas von meinen Knochen.«

Ich sah ihn erstaunt an. »Von deinen Knochen?«

»*Ndio*, ja, Buana. Sie sagen mir, dass eine große Freude auf mich wartet, und sie haben fast immer recht.«

»Das scheint mir auch so. Hör dir mal diesen Brief an.« Ich las ihn ihm vor, und dann las ich ihn noch einmal für Simba, der gerade hinzukam.

»*Yoh*«, sagte Mboga, »das ist ja eine ganz tolle Sache. Wenn nur ...«

»Mboga, du kommst für mindestens sechs Wochen mit auf Safari, und zwar in der Serengeti.«

Er blickte mich ängstlich an. »Oh, Buana, da sind furchtbar viele Tiere, Löwen, Nashörner und Leoparden, *heh!*« Er rollte die Augen. »Es ist eine ganz gefährliche Gegend, und *kumbe*, ich bin nur der arme Mboga. Du weißt ja, mein Name bedeutet ›Spinat‹. *Heh*, ich habe keine Lust, von wilden Tieren gefressen zu werden.«

»*Koh*«, lachte Simba, »fressen Löwen Spinat? Würzen Leoparden ihre Mahlzeiten mit Gemüse? *Heh!*«

Mboga grinste. »Du musst aber jemanden mitnehmen, Buana, der gut auf dich aufpasst.«

»Natürlich! Auf einer solchen Safari kann allerhand passieren. Es ist aber ein ganz großer Könnner mit seinem Gewehr dabei, und dann noch ein Mann aus dem Land Amerika. Der macht Filme. Er will die Tiere des Urwalds filmen. Je näher er an sie herankommt, umso besser werden seine Bilder, und umso größer wird dann seine Freude.«

»*Hongo*, es muss ja eine Wonne für die Augen sein, solche Bilder zu sehen! Ich könnte vielleicht auch ein paar Tiere fangen; du weißt ja, dass ich mich auf die Fallen verstehe, Buana.«

Das stimmte – erst vor wenigen Tagen hatte Mboga einen Leoparden in seiner Falle gehabt.

»Das haben wir gemerkt«, sagte ich und sah auf das Fell.

Simba trat unruhig von einem Bein auf das andere. »Buana, meinst du, der große Jäger könnte auch Arbeit für meinen Speer haben?« Seine Augen glühten vor Eifer.

»Das ist schon möglich, Simba, ich ...«

»Ja, Buana, sprich mit ihm. Du wirst schon die richtigen Worte finden.«

Ich hatte im Krankenhaus eine große Kiste vor mir stehen, und auf dem Tisch lagen alle möglichen Arzneien, Binden und Medikamente, auch Chinin zur Bekämpfung der Malaria; ferner Pillen und Ampullen mit Mitteln gegen tropische Darminfektionen, besondere Arsenpräparate gegen die Schlafkrankheit,

Antibiotika usw. – eine regelrechte kleine Apotheke, dazu die notwendigsten chirurgischen Instrumente, Betäubungsmittel, Injektionsspritzen und ein Sterilisiergerät.

Am nächsten Morgen in aller Frühe erschien Suliman, der indische Händler, mit seinem Wagen vor dem Krankenhaus. Das gesamte Personal erschien, um Mboga, Simba und mir Lebewohl zu sagen. Der Inder überwachte das Einladen des Gepäcks, und bald führen wir, den Zurückbleibenden zuwinkend, ab.

Zuerst ging es durch das Affenbrotbaumgehölz, dann überquerten wir an einer seichten Stelle den Fluss, und dann ging's in mühseliger Fahrt durch dichtes Dorngebüsch in Richtung Dodoma, dem größten Ort in Zentral-Tanganjika. Dort fand ich einen Brief vor, in dem ich gebeten wurde, am nächsten Morgen um sieben Uhr am Bahnhof zu sein.

In der Nacht herrschte auf den Gleisen der Tanganjika-Eisenbahn ein reger Rangierbetrieb, und es wirkte geradezu unheimlich, zwischen dem Pfeifen der Lokomotiven das Heulen einer an den Müllkästen der Stadt umherstreunenden Hyäne zu hören. Die Vögel begannen gerade ihr Morgenlied anzustimmen, als Simba an meine Tür klopfte.

Ich sprang auf und öffnete. Neben ihm stand Mboga in einem leuchtend roten Hemd. »*Wera*, Buana, es wird schon Morgen. Alles ist fertig für die Safari, und ich bereite gerade ein ordentliches Frühstück zu.«

Er hatte nicht zu viel versprochen. Ich war noch nicht fertig mit dem reichlichen Mahl, da näherten sich

vier afrikanische Mädchen, blieben unter einem Tamarindenbaum stehen und fingen an zu kichern.

»Hongo, Mboga, wer sind denn die?«

»Buana, das sind die Töchter meines Verwandten; er heißt Barinje. Wir haben ja Kisten bei uns, die getragen werden müssen. Und, Buana, wer kann besser Kisten tragen als Frauen? Wenn man sie mit den Händen tragen will, ist das sehr lästig; nimmt man eine von dieser Größe auf die Schulter, bekommt man Blasen. Eine Frau trägt sie einfach auf dem Kopf, und das geht sehr bequem.«

Als ich nun sah, wie besonders eine der Kisten, auf die ein großes rotes Kreuz gemalt war, mit elegantem Schwung auf den glatt rasierten Kopf eines der schlanken Mädchen gehoben wurde, packte mich doch ein leiser Schreck; sie enthielt nämlich die zerbrechlichen Instrumente, außerdem ein Mikroskop und die wichtigsten Medikamente. Das Mädchen balancierte sie einen Augenblick auf dem Kopf zurecht und schritt dann schnell und sicher die Straße hinunter zum Bahnhof, wo wir Oberst Johnson und den Amerikaner treffen sollten.

Bei unserer Ankunft vor dem zweistöckigen, weiß gekalkten Bahnhofsgebäude, das fast genau die Mitte der gesamten Eisenbahnstrecke zwischen dem Indischen Ozean und den großen Seen darstellt, ließ der afrikanische Lokführer wieder die Dampfpfeife ertönen.

Unsere Lasten waren gerade vorsichtig im Schatten aufgestapelt worden, als ein Jeep vorfuhr. Ihm entstieg

der »Große Jäger«, der wegen seiner genauen Kenntnis der auf den Hochebenen von Tanganjika in riesigen Scharen lebenden Tiere und für unfehlbare Treffsicherheit mit dem Gewehr jedem im Land bekannt war.

Er reichte mir die Hand. »Guten Morgen, Doktor. Alles klar? Gut! Wir haben einen Jeep, einen großen Dreitonner und außerdem einen Halbtonner mit dem gesamten fotografischen Gerät. In dem Jeep werde ich mit dem Amerikaner vorausfahren. Er kennt nichts anderes als Fotografieren und Filmen. Sie haben in Ihrem ganzen Leben noch nicht so viel fotografisches Zubehör gesehen! Das wird eine interessante und aufregende Safari werden. – Steigen Sie ein. Ich werde Sie zum Abstellplatz der Lastwagen bringen; dann können Sie zurückfahren und Ihr Gepäck aufladen.«

Ich fuhr mit ihm und ließ Mboga als Wächter zurück. Unterwegs fragte ich meinen Begleiter: »Nehmen Sie viele Afrikaner mit?«

»Weniger als sonst; nur Kali, meinen Gewehrträger – ein unübertrefflicher Junge, der geradezu einen sechsten Sinn für Tiere hat – und dann Tembo, meinen Koch.«

Bald hielten wir vor einem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Haus. »Das ist er übrigens.«

Ich sah einen schwächtigen Mann mit einem Gesicht, auf dem ein ewiges Lächeln zu stehen schien. Hinter ihm stand ein sehr vornehm herausgeputzter Afrikaner mit einer kleinen weißen Kappe, die im Allgemeinen den Muslim verrät. Er war in ein sorg-

fältig gebügeltes weites weißes Gewand, den *kanzu*, gekleidet.

»Ich wünschte, ich hätte einen zuverlässigen zweiten Fahrer«, sagte der Oberst. »Die sind schwer zu bekommen.«

»Vielleicht könnte ich einen finden?«

»Ja, versuchen Sie es.«

Vor der Tür war eine Menge fotografisches Gerät aufgestapelt, alles tropfenfest verpackt. Daneben stand ein langer Amerikaner mit einer Mütze, wie sie die Baseballspieler tragen.

»Darf ich Sie mit dem Gegenstand unserer gemeinsamen Verantwortung, Herrn William Bailey, bekannt machen?«, sagte der Oberst mit einem freundlichen Lächeln.

Bailey drückte mir fest die Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen, Doktor. Es ist doch gut, wenn ein Arzt dabei ist. Aber hoffentlich bekommen Sie nichts zu tun.«

In diesen Wunsch stimmte ich von Herzen ein. Der Oberst führte mich zu dem Dreitonner, der die gesamte Zeltausrüstung und den Vorrat an Lebensmitteln enthielt. Es war gerade noch genügend Platz für mein Gepäck da. Ich sah Simba im Hintergrund stehen und winkte ihn heran.

»Oberst Johnson, hier ist ein Mann, für den ich mich als zuverlässigen Fahrer und Helfer in jeder unangenehmen Situation verbürge.«

»So stellen Sie ihn als Ihren Ersatzfahrer ein, Doktor.«

Simbas freudiges Grinsen ersparte mir die Mühe des Übersetzens.

»Wir werden in folgender Ordnung fahren: zuerst der Jeep, in der Mitte der Halbtonner, und Sie folgen in dem schweren Laster. Wir kampieren zunächst am jenseitigen Rand des Tsetsefliegen-Gürtels. Von dort sind es noch etwa vierhundert Kilometer bis zu dem Krater, wo wir unser Hauptquartier aufschlagen werden. Dort werden wir alle Einzelheiten unserer Safari genau festlegen.«

Ich nickte zustimmend und überprüfte gerade Reifendruck, Öl- und Wasserstand des Lasters, als ich sah, wie der lange Amerikaner in den Werkzeugkasten griff, der auf dem Wagen stand.

»Vorsichtig!«, rief ich. »Man kann nie wissen, ob ...«

Er fuhr zurück wie eine gespannte Stahlfeder, sprang schreiend in die Höhe und schlenkerte heftig mit der Hand. Das Unternehmen hatte noch nicht begonnen, und schon hatten wir den ersten Unfall! Ich ging zu ihm hin.

»Ich bin gestochen worden!«, schrie er. »Au, tut das weh!«

In diesem Augenblick sah ich Mboga und die vier Mädchen, jedes ein Gepäckstück auf dem Kopf tragend, im Gänsemarsch ankommen.

»Den Medizinkasten, schnell!«

Im Handumdrehen war der Kasten geöffnet, und eine schmerzstillende Salbe wurde in die winzige Einstichstelle gerieben.

»Rollen Sie den Hemdsärmel hoch, Herr Bailey, Sie müssen eine Morphiumspritze bekommen.«

Als ich die Injektionspritze gefüllt hatte und die Einstichstelle desinfizierte, trat Simba heran; zwischen den Schenkeln einer meiner besten Arterienklemmen hielt er einen mittelgroßen Skorpion.

Aufbruch zur Safari

Mboga und Simba saßen neben mir im Führerhaus des Dreitonners, als wir aus Dodoma hinausfuhren. Der Jeep und der Halbtonner mit dem fotografischen Gerät, die vor uns fuhren, wirbelten eine lange Staubwolke auf, und so hielten wir Abstand.

Meilenweit zog sich vor uns zu beiden Seiten des Weges dichtes Dorngebüsch hin. Wir überquerten ein ausgetrocknetes Flussbett, und dann schlängelte sich der Weg aufwärts, zwischen schlanken, grünen Bäumen hindurch.

»Koh«, kam Simbas tiefe Stimme, »das ist ja ein Leckerbissen für die Augen.« Er zeigte nach oben. »Buana, schau!«

Sieben große Vögel flogen, laute Schreie ausstoßend, mit seltsam kurzen Flügeln über uns her.

»Nashornvögel«, sagte Simba. »Wir nennen sie *chilimuwaa*.«

»Buana, sieh dir nur die Schnäbel an!«, rief Mboga lachend. »Kah, sie sehen aus wie die Nase Ibrahims, des piekfeinen Dieners des langen Buana.«

Unter einer Gruppe von Bäumen mit breit ausladenden Kronen hatten die beiden vorausfahrenden Wagen haltgemacht, und auch wir hielten an und stiegen aus. Ein kleines Frühstück im Freien wurde vorbereitet, und ich ging zu Bailey hinüber.

»Was macht der Stich?«

Er zeigte mir den Finger. »Ein bisschen geschwollen, aber keine Schmerzen. Ein gutes Mittel, das Sie da haben, Doktor.«

»Ich bin immer auf Insektenstiche aller Art vorbereitet. Die schlimmste Gefahr droht ja nicht von den großen Tieren, sondern von den Insekten. Man nennt sie hier *dudus*.«

Oberst Johnson bestätigte meine Worte durch bedächtiges Kopfnicken. Dabei spielte die Sonne in dem Band aus Leopardenfell, das er um seinen breitkrepmpigen Hut trug.

»In einer Stunde kommen wir durch ein Gelände, das ein Beweis für die Wahrheit Ihrer Worte ist. Es ist ein großes Unternehmen im Gange, die Tsetsefliege in einem bestimmten Gebiet zu isolieren. Die Regierung lässt mit Planierungstraktoren große, fünf Kilometer breite Lichtungen quer durch den Urwald roden. Wir werden nachher an eine Kontrollstation kommen – das wird Sie interessieren.«

Bailey zog die Augenbrauen hoch. »Diese Fliegen bringen die Schlafkrankheit?«

»Nicht jede muss unbedingt ihr Träger sein, aber jede kann es sein.«

Mboga brachte den inzwischen zubereiteten Tee und Kleingebäck.

Der Oberst fuhr fort: »Wir fahren durch diesen Tsetsefliegen-Gürtel und kommen dann auf einem Weg, der uns durch hügeliges Gelände führt, in die Großen Ebenen. An einer Stelle, von der aus man den Kilimandscharo sieht, biegen wir nach links ab und

kommen an einen ungeheuren Krater, eine ganz fantastische Gegend, und dort finden Sie alles, was Sie sich an Tieren überhaupt wünschen können.«

Der Kameramann wiegte langsam den Kopf und schlürfte dann seinen Tee. »Bin riesig gespannt«, sagte er.

Als bald ging's für zwei Stunden weiter auf der stauigen Kap-Kairo-Straße. Wir mussten scharf bremsen, als die beiden vor uns fahrenden Wagen plötzlich in einer dichten Staubwolke unmittelbar vor uns auftauchten. Am Straßenrand stand ein Schild: »Tsetsefliegen-Kontrollstation«.

Die Straße gabelte sich: nach rechts lief sie in einen riesigen Wellblechschuppen hinein, geradeaus führte sie durch eine Sperre, deren Schlagbaum jedoch senkrecht stand, uns also die Durchfahrt freigab, und so fuhren wir geradeaus in den Tsetsefliegen-Gürtel hinein.

»*Punghati!*« Simba spuckte durch das offene Fenster in Richtung Wellblechschuppen. »Hast du schon einmal in einem von diesen Schuppen geschwitzt, Buana?«

»Nein, aber nachher, wenn wir den Gürtel verlassen, werden wir es wohl müssen.«

Die Erde war von der sengenden Sonne braun gebrannt. Hier und da wuchs dichtes Dornestrüpp. Sechs Strauße liefen quer vor uns her in eine kleine Schlucht hinein, deren Ränder mit höheren Dornesträuchern bestanden waren. Vier riesige Giraffen standen am Straßenrand und blickten uns nach. Ich lächelte dem Fotografen zu, der sich gestikulierend aus dem

vor uns fahrenden Jeep hinauslehnte, um Aufnahmen zu machen.

»Kah«, sagte Mboga, »Buana Kodaki« – so nannte Mboga Mr. Bailey – »wird viel Freude auf seiner Safari haben. Um diese Zeit ziehen die Tiere in langen Zügen zum Wasser hin, und wir werden sie alle zu sehen bekommen.«

Wie um seine Worte zu bestätigen, tauchte vor uns eine Herde Zebras auf. Die Tiere peitschten wie wild mit ihren Schwänzen, um sich der unzähligen Fliegen zu erwehren. Simba zählte laut in seiner Muttersprache.

»Vierzig, Buana, *heeh!* Es sind sicher noch viel mehr hier in der Nähe.«

Wir fuhren einen ziemlich steilen Hügel hinauf, und dann fiel der Weg in Kurven hinab zu einem Grünstreifen entlang einem Flussbett, in dem aber in dieser Jahreszeit nur einzelne Wassertümpel standen. Ein glänzend blaugrün schillernder Eisvogel schoss zwischen den Bäumen hindurch, unter denen die Kolonne wieder haltmachte.

Die Mütze schief auf dem Kopf, stellte Bailey ein Stativ auf und filmte die in herrlichen Farben leuchtenden Schmetterlinge, die in Scharen lautlos umhergaukelten.

Ich hatte einen Zweig abgebrochen und benutzte ihn als Fliegenwedel. Der Oberst, der dasselbe getan hatte, sah mich lächelnd an. »Unser Freund scheint die Warnung vor den Tsetsefliegen nicht sonderlich ernst zu nehmen. Wir müssen auf ihn aufpassen.«

Baileys ganze Aufmerksamkeit galt seiner Kamera. Plötzlich hörte sie auf zu surren; er schlug sich mit der Hand ins Genick und stieß einen Schmerzensschrei aus.

»*Mbungo*, Tsetsefliege«, stellte der Gewehrträger Kali breit grinsend fest. Mboga hielt die Hand vor den Mund, um nicht laut aufzulachen. Im nächsten Augenblick jedoch fasste auch er sich an den Hals. Einige Sekunden später wimmelte es in der Luft von Tsetsefliegen.

»Sofort in die Fahrzeuge!«, befahl der Oberst. Beim Weiterfahren wedelte Mboga im geschlossenen Führersitz emsig mit einem Zweig. »Oh, Buana, diese *dudus* können aber heftig beißen!«

»Allerdings, und die Krankheit, die sie übertragen, ist auch nicht von Pappe, mein lieber ›Spinat‹. Du musst mir sofort sagen, wenn dein Nacken anschwillt.«

Wir fuhren weiter zwischen niedrigen Hügeln, wo Wasser und Sonne seltsame Furchen in den Boden gerissen hatten, und dann durch ein versandetes Flussbett einen steilen Hang hinauf. Oben wurde haltgemacht, um das Lager für die Nacht aufzuschlagen. In den Bäumen saßen Scharen grauer Affen, die uns ängstlich beobachteten und sich in ihrer Sprache schnatternd und zeternd über uns unterhielten.

Als die Dunkelheit hereingebrochen war und die Sturmlaternen angezündet wurden, erwachten auch die Stimmen der Urwaldvögel, und aus der Ferne trug die Abendluft Trommelschläge und Gesang herüber.

Simba stand und lauschte. »Das sind sicher Leute

von unserem Stamm; ich kenne die Lieder, die sie singen.«

Mboga nickte. »Buana, unter ihnen werden auch einige sein, denen wir schon geholfen haben. Aus dieser Gegend kommen viele in unser Krankenhaus.«

»Nach dem Abendessen«, sagte ich, »wollen wir hingehen und sie begrüßen.«

Von der Feuerstelle kamen schon liebliche Düfte.

»Doktor«, fragte Bailey, »wie wär's mit etwas Medizin? Es brennt in diesen Fliegenstichen!«

Ich holte die Tube aus dem Kasten und strich Salbe auf drei brennend rote Flecken. »Wird's so besser, Herr Bailey?«

»Ja, aber nennen Sie mich einfach Bill; das ist kürzer, und Sie nenne ich nach unserer amerikanischen Sitte nur noch Doc.«

Er strich vorsichtig mit der Hand über die schmerzenden Stellen und sah mich lange an. »Sagen Sie mal, Doc, was für einen komischen Namen haben Ihre Leute da für mich?«

»Mboga hat ihn erfunden. Sie sind für sie der ›Buana Kodaki‹.«

»Ein ganz ordentlicher Name. Aber erzählen Sie mir etwas von den Tsetsefliegen. Wie merkt man, ob man angesteckt ist?«

»Unter dem Mikroskop kann man es feststellen, wenn man ein Tröpfchen Blut genau untersucht, denn die Parasiten vermehren sich im Blutstrom ziemlich schnell. Zunächst einmal schwellen die Nackendrüsen an. Nach etwa drei Wochen stellt sich Fieber ein, Kopf-

schmerzen und Schwindel treten auf, genau wie bei der Influenza. Dann folgen Lähmungserscheinungen und andere schwere Komplikationen. Aber machen Sie sich keine Sorgen; eine Injektionsspritze und eine Ampulle mit dem richtigen Medikament machen die Trypanosomen unschädlich.«

»Sie brauchen mir gar keine Spritze zu geben, Doc. Bill verfügt über eine erstaunliche Gesundheit – nur dass er in seiner Heimatstadt absolut unerreicht im Niesen ist, wenn er in die Nähe von Sardinien, Wiesenlieschgras und Pferden kommt.«

»Wir werden nachher ins Dorf gehen. Kommen Sie dann doch mit und probieren Sie Ihre Nase mal an den hiesigen Gräsern und Eiweißstoffen aus.«

»Mach ich! Und, was ich sagen wollte: Haben die Leute hier schon mal einen Film gesehen?«

»Die Leute im Dorf? Das ist sehr unwahrscheinlich. Ich habe allerdings einen Schmalfilmprojektor mitgebracht und wollte ihnen eine auf afrikanische Verhältnisse zugeschnittene Fassung von Bunyans ›Pilgerreise‹ vorführen.«

»Fein. Dann zeigen wir ihnen zuerst einen Trickfilm von Walt Disney. Ich habe einen sehr netten.«

Mboga stand im Schatten eines Baumes, zupfte seine *ilimba* und sang leise dazu. Er und Bill hatten noch kein Wort miteinander gesprochen, verstanden sich aber doch anscheinend recht gut.

»Wie heißt der Junge eigentlich, Doc?«

»Er heißt Mboga – oder, wenn Sie es übersetzt haben wollen: ›Spinat!‹«

Bill schlug sich auf den Oberschenkel. »Gut! Spiel und sing das doch noch mal, ›Spinat!‹ Sein Klimpern erinnert mich an die Spieluhr meiner Großmutter, Doc. Er scheint ein ganz musikalisches Gemüse zu sein.«

Mboga schien den Sinn der Worte Baileys erraten zu haben. Er wiederholte das Lieblingslied seines Stammes, und auf einmal begann Bill, mit viel Einfühlungsvermögen die zweite Stimme zu der afrikanischen Weise zu pfeifen.

Mboga strahlte. »*Yali fundi kabisa*, Buana!«

Der Amerikaner sah mich fragend an.

»Er sagt, Sie seien ein großer Künstler, Bill.«

Und dann sprudelte Mboga einen ganzen Wortschwall heraus, den ich übersetzte. »Sollen wir das nicht auch heute Abend machen, wenn wir ins Dorf hinübergehen? Die Bewohner werden große Freude haben, wenn sie einen so süßen Schmaus für ihre Ohren bekommen.«

»Das dürfte aber wohl ein zweifelhafter Genuss sein«, kicherte der Kameramann. »Fragen Sie ihn, ob er heute Abend einen Film sehen möchte.«

Mbogas Augen weiteten sich vor Freude, und seine Lippen formten ein einziges Wort – »Prächtig!« Wir lachten laut los.

Als ich dem Oberst von dem Plan erzählte, meinte er: »Kali soll aber mitgehen; es scheinen nämlich mehr Leoparden in der Gegend zu sein als sonst.«